

Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift
Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich
Band: 57 (1953-1954)
Heft: 20

Artikel: Die Aufbesserung
Autor: Seiler, Richard C.
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-670847>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 17.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Die Aufbesserung

Von Richard C. Seiler

Theobald legte die Gabel hin und wischte sich den Mund: jetzt war der günstigste Augenblick für die freudige Nachricht. Während des ganzen Mittagessens war er voll fiebriger Ungeduld gewesen; doch hatte er sich beherrscht und die besorgten Blicke seiner Frau Gertrud stoisch gelassen ertragen. Mochte sie sich ruhig ein bisschen sorgen — hernach war ihr Jubel um so grösser.

«Ich habe Aufbesserung bekommen», sagte er schlicht.

«Was?» Gertruds Augen funkelten, ihr Gesicht rötete sich jäh.

«Heute morgen. Vom nächsten Monat an fünfzig Franken mehr. Sechshundert im Jahr. Sechshundert, Gertrud!»

«Endlich!» Messer und Gabel hatte sie ebenfalls abgelegt, mit zitternden Händen, ein Klinnen verursachend. «Endlich!» Der zweite Ausruf klang beinahe unverständlich, er war mehr ein befreites Aufatmen, ein tiefer Seufzer, und dieser wiederum setzte den Schlusstrich unter manches kummervolle Gespräch. Die neuen Schuhe der Kinder waren darin angedeutet, die Arztrechnung, die Ferienwünsche, viele, viele Wölkchen, die am Himmel gedroht hatten, kleine Dinge ohne Belang, die aber gesamthaft den Horizont stark verdüsterten.

Von der unteren Tischhälfte her kam kein Mucks. Wohl hielten die Kinder ihre Löffel noch in den Händen und schwenkten sie sacht, nur den Teller berührten sie nicht mehr, die Stille erschreckte sie. Den Sinn des Wortes «Aufbesserung» kannten sie noch nicht; aber sie lasen in den Mie-

nen der Eltern, dass es etwas Gutes war, und das jüngste fing an glücksend zu lachen.

«Endlich!» seufzte Gertrud nochmals, indem sie Theobalds Hand suchte und drückte. Und nun ging ihm auf, warum er das Ereignis so lange verschwiegen hatte — wie wenn er sich fürchete.

«War es schwer?» fragte sie. In seinen Ohren tönte es, als ob sie «du Armer» beigegeben hätte.

Er antwortete ausweichend: «Nun ja, nicht ganz leicht.»

«Hast du ihm alles erklärt, ich meine, richtig erklärt? Dass du dir so viel Mühe gibst, dass du so oft Arbeiten mit nach Hause nimmst, dass du Tag und Nacht an das Geschäft denkst und sogar im Traum über deinen Kontoblättern brütest?»

«Gewiss. Und es hat ihn überzeugt, das siehst du ja.» Langsam geriet er in Eifer. Alles was er unzählige Male mit Gertrud besprochen hatte, schoss ihm durch den Kopf, alle ihre Ermahnungen, die zuweilen ein wenig weltfremd ausfielen und die er nur deshalb duldet, weil er sie nicht enttäuschen wollte.

«Ach hättest du mir schon früher gehorcht, dann wäre uns viel Aerger erspart geblieben. Du bist eben zu bescheiden, du weisst nicht, wie tüchtig du bist. Immer hast du gesagt, es sei unmöglich, du würdest dich blamieren... Aber schon beim ersten Anlauf, beim ersten mutigen Schritt... War es schwer? Hast du ihm den Standpunkt klar gemacht?»

«Natürlich. Herr Amstutz, habe ich gesagt, ich kenne die Organisation unserer Firma und weiss, dass nicht daran zu rütteln ist. Aber bei mir könnten Sie mit gutem Gewissen eine Ausnahme machen, denn... Und dann habe ich aufgetrumpft. Oh, ich habe nichts vergessen.»

«Bravo!» Sie klatschte in die Hände, und die Kinder ahmten sie nach, so dass ein verworrenes Echo die Stube erfüllte. «Ich bin sehr glücklich. Theobald. Nicht allein der fünfzig Franken wegen, obschon wir die... Nein, ich bin glücklich, weil du Mut gezeigt hast. Ein Mann mit deinen Fähigkeiten soll nicht so schüchtern sein. Hoffentlich ziehst du eine Lehre daraus, dann werden wir uns nie um die Zukunft zu grämen brauchen. Versprich mir's, Theobald!»

«Sicher!» gelobte er. —

In seiner Rocktasche knisterte der Brief, der ihm von der Direktionssekretärin überreicht worden war. «...teilen wir Ihnen mit, dass Sie gemäss den Bestimmungen unseres Besoldungsplanes in die Gehaltklasse 6 vorrücken und dass

somit Ihr Salär ab nächsten Monat um Fr. 50.— erhöht wird.»

Theobald zürnte sich für seine Feigheit. Aber handelte er nicht klug, indem er seiner Frau die Illusion liess? Sie glaubte an seine Begabung und an eine gerechte Welt, in der jeder nach Ver-

dienst entlohnt wird. An das erste glaubte er zwar auch, aber die Welt, in der er sich zu bewähren hatte, war eine Welt der Paragraphen, der Vorschriften, der Abmachungen. Eine Welt der Sicherheit zudem, eine, die um der Gerechtigkeit willen ungerecht ist — und ungerecht sein muss.

Der Mann dort muss es wissen

Von Robert Benchley

(Aus dem Amerikanischen von Hanns Edgar)

Jahrelang habe ich darunter zu leiden gehabt. Kaum waren wir aus der Haustür getreten, um irgendwohin zu gehen, quälte mich Doris, nach dem Weg zu fragen. «Frag doch mal den Mann dort, der wird es wissen!»

Ich weiss nie recht, wie ich mein Anliegen einleiten soll. Wenn ich mit «Verzeihen Sie bitte —» anfange, hört mich der Fremde wahrscheinlich gar nicht, besonders, wenn er gerade nach der andern Seite sieht. Denn ich kann mich in einer kritischen Lage auf meine Stimme nicht verlassen, und manchmal bringe ich einen verständlichen Ton erst nach einer vollen Minute heraus. Oft sage ich: «Verzeihen Sie bitte —!» und dann dreht sich der andere schnell um und fragt: «Was sagten Sie eben?» — und dann muss ich wiederholen: «Verzeihen Sie bitte —!» Er fragt natürlich: «Wieso?» — und ich bin aufgeschmissen. Da stehe ich und bitte einen wildfremden Menschen um Verzeihung. Und keine Seele unter der Sonne weiss, warum. Ein wahres Wunder, dass ich nicht noch öfter eine runter kriege.

Um nun nicht mein ganzes Leben unter diesem Druck zu stehen, habe ich mir einen kleinen Plan ausgedacht. Er hat mich einige tausend Dollar gekostet, aber Doris hat seitdem genug davon, Fremde um Auskunft zu bitten.

Wir wollten einen Ausflug nach Boston machen. Ich hätte in wenigen Minuten ausfindig gemacht, welcher Zug nach Boston ging, wenn Doris es mir überlassen hätte. Aber Doris verlässt sich nie auf Fahrpläne. Es muss ausserdem noch jemand gefragt werden. Sicherheitshalber. Als Doris also wieder sagte: «Frag doch mal den Mann da, wo der Zug nach Boston abfährt», biss ich die Zähne zusammen und fasste einen Entschluss. Die Stunde hatte geschlagen. Ich tat, wie wenn ich mich mit dem Mann unterhielte, ging zu Doris zurück und

sagte: «Komm! Er sagt, der Zug fährt vom Bahnsteig zehn.»

Acht Monate später kamen wir nach Hause zurück. Der Zug, der vom Bahnsteig zehn abgegangen war, war der Chicago-Zug, ich hatte ihn vorsätzlich genommen. In Chicago log ich Doris wieder etwas vor, was «der Mann da» mir gesagt habe, und anstatt nach New York zurückzufahren, fuhren wir nach Little Rock in Arkansas. Jedesmal, wenn ich mich nach dem besten Hotel erkundigen musste, dachte ich mir eine Auskunft aus, die uns frierend und hungrig in die Außenbezirke verschlug. Viele Nächte wanderten wir über Felder und suchten nach einem Haus, das es nie gegeben hat, oder wir übernachteten im schlechtesten Hotel der Stadt, weil — so sagte ich — «der freundliche Herr in Uniform» mich so beraten habe.

Von Arkansas fuhren wir nach Mexiko, und einmal machten wir — auf den Rat des Mannes am Zeitungsstand in Vera Cruz, sagte ich zu Doris — einen Abstecher in die Sümpfe von Mittelamerika. Nach diesem Erlebnis verlor Doris den Glauben an alles, was fremde Männer wissen. Als ich eines Tages auf einem kleinen Bahnhof in Macicos sagte: «Einen Moment, ich will nur den Mann da fragen, wie man am besten nach Amerika zurückkommt» — schluchzte sie laut auf: «Frag lieber nicht! Tu, was du für richtig hältst!» — Da wusste ich, dass die Schlacht gewonnen war. In zehn Tagen hatte ich die halbe Portion, die von ihr übrig war, nach New York zurückgebracht, und von diesem Tage an bis heute hat sie mir nicht ein einziges Mal mehr zugemutet, einen Fremden um Auskunft zu bitten. Das Komische ist nur, dass ich mich jetzt dauernd dabei ertappe, wie ich selbst die Leute frage. Seit jener Reise kann ich einfach nicht mehr anders.